Nr. 196. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 19. April 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die „geistlichen usw." Angelegenheiten.

Man nennt es kurz und bündig: das Kultusministerium. Sein amtlicher Titel aber lautet: Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Und dieser länglich-unhandliche Titel wird halbamtlich gekürzt in „Ministerium der geistlichen usw. Angelegenheiten."

Diese Kürzung ist entschieden vorzuziehen, denn in ihr liegt ein tiefer Sinn. „Kultus" hängt doch unleugbar mit „Kultur" zusammen, ein Zusammenhang, der — auf das Ministerium übertragen — dieses in einen schwarzen Verdacht bringen könnte, wovor es durch das Wirken der Puttkamer und Studt nunmehr endgültig geschützt sein sollte. „Geistl. usw." dagegen bezeichnet klar und anschaulich den Wirkungskreis und die Aufgaben, die diesem Ministerio im führenden Bundesstaate Preußen zugewiesen sind. Und der neue Herr hat durch sein Auftreten im preußischen Abgeordnetenhause unzweideutig dargetan, daß er sich dem Wirkungskreis und seinen Aufgaben im Sinne seiner Vorgänger — mit Ausnahme †††Adalbert Falks natürlich — anzupassen gedenkt. Auch Herr v. Trott betrachtet als den umfangreichen und allein maßgeblichen Kern seines Ressorts die geistlichen Angelegenheiten; alles andere, Schule, Wissenschaft, Kunst, kurz alles, was zur diesseitigen Bildung eines Volkes gehört, ist nur „usw.", nur ein Anhängsel das Leben im Jenseits passend vorbereiten sollen. Zwar sind alle großen Männer der Tat, der moralischen wie der politischen Tat, übereinstimmend der Ansicht gewesen: man könne sich auf das, was nach diesem Leben kommt, gar nicht besser und würdiger vorbereiten, als indem man seine Menschen- und Bürgerpflicht so vollkommen wie möglich erfülle. Danach müßte es also dem Staate vor allem darum zu tun sein, das heranwachsende Geschlecht zu tüchtigen Menschen und nützlichen Bürgern heranzubilden. Alles weitere könnte er in Gottes Namen dem Einzelnen und der Religionsgemeinschaft überlassen, der der Einzelne anzugehören wünscht. Aber solch ketzerische Anschauungen — die unter anderen auch der größte Preußenkönig teilte — weist ein preußischer „Minister des Geistes" natürlich weit von sich. Herr v. Trott bekennt sich überdies zu einer „Reform" seines Ressorts, die das Uebergewicht der „geistlichen" über die „usw." - Angelegenheiten in Zukunft noch verstärken soll. Man weiß ja längst, daß der Plan im Werke ist, das Medizinalwesen vom Kultusministerium zu trennen und dem Ministerium des Inneren zuzuweisen. In welcher Form das geschehen soll, darüber schweigen die „Maßgebenden" sich beharrlich aus. Aber wie dem auch sei, man kann sicher darauf rechnen, daß diese Entlastung des Kultusressorts eine noch innigere Verkoppelung des Unterrichtswesens mit dem Kirchentum zur Folge haben wird, als sie zurzeit schon besteht.

Es ist ungemein charakteristisch für den Geist, der in unserer Verwaltung herrscht, mit welch selbstbewußtem Hochgefühl ein Beamter wie Herr v. Trott jeden Gedanken abwehrt, der auf die Bahnen geistigen Fortschreitens verweist. Ein besonderes Unterrichtsministerium solle man von ihm nur nicht erwarten, sagt Herr v. Trott. Und er sagt es mit Ueberzeugung und Gottvertrauen. Als ob alles Heil unserer Zukunft davon abhinge, daß der Zerfahrenheit und Planlosigkeit unseres staatlichen Erziehungswesens doch nur so bald kein Ende bereitet werde! Von allen Gegensätzen, die das deutsche Volk zerklüften, schneiden am tiefsten und gefährlichsten ein die sozialen und die konfessionellen. Wir Erwachsenen können uns ihrer kaum mehr erwehren und werden die einen durchkämpfen und die anderen tragen müssen. Der Staat aber hätte an nichts mehr Interesse, als diese Gegensätze im heranwachsenden Geschlechte so wenig wie möglich, so spät wie möglich wach werden zu lassen, damit das Geschlecht, das nach uns kommt, seine gesammelte Kraft auf die Aufgaben richten könnte, die uns im Wettkampf der Völker, um wirtschaftliche und geistige Güter, zugewiesen sind. Statt dessen tut der Staat, und leider auch hier wieder Preußen voran, sorgsam alles, um die sozialen und konfessionellen Gegensätze dem Bewußtsein des Kindes möglichst früh und möglichst dauernd einzuprägen. Nichts wäre den Kindern der Wohlhabenden gesünder, als wenn sie, in den Jahren der empfänglichsten Eindrücke, schon auf das Dasein von Mangel und auf die harte Not der Arbeit aufmerksam gemacht würden. Sie würden dann später das Verständnis für die arbeitenden Klassen und den Umgang mit ihnen nicht in dem Maße verlernen, daß man fürchten könnte, es wohnten bereits „two nations" im Deutschen Reiche. Aber der Staat, in seiner wunderbaren Fürsorge, läßt es sich angelegen sein, schon die unmündige Schuljugend sozial zu schichten und die einzelnen Schichten so gründlich zu trennen, daß Berührungspunkte nur mehr in Gestalt blauer Flecke, bei gelegentlichen Schulschlachten zu finden sind. Und die gleiche gedankenarme Zerfahrenheit wie überall im niederen Schulwesen, in der Organisation, in den Lehrplänen, in der Methode, herrscht im höheren erst recht. In unseren Universitäten, mit ihrer völlig veralteten Gliederung in die vier Fakultäten, mit ihrem kindischen Kollegiensystem, konserviert man ehrwürdige Ueberbleibsel einer Zeit, die unserem Volk in Form und Wesen fremd geworden ist. Die Aufgabe, in den heillosen Wirrwarr unseres Bildungs- und Erziehungswesens wieder Einheit zu bringen, wird immer riesenhafter, je länger ihre Lösung verschleppt wird. Und sie ist schon heute völlig unlösbar, wenn nicht vorher die leitende Behörde einheitlich umgestaltet wird.

Was wir brauchen, ist gerade das, was Herr v. Trott um keinen Preis der Welt werden möchte: einen Unterrichtsminister, der sich um nichts zu kümmern hat als um die Fragen des öffentlichen Unterrichts und der Volksbildung im weitesten Sinne. Nicht vom Medizinalwesen ist das Kultusministerium zu entlasten, sondern vom Kultuswesen, denn dieser unorganische Bestandteil des Ressorts zwingt den Minister und seine Verwaltung in den Bann jenes anderen Gegensatzes, der unser öffentliches Leben vergiftet, des Konfessionalismus. An diesem Zwange, dem ein Trott zu Sotz sich mit der inneren Freudigkeit des strebsamen Beamten fügt, ist schon der aufrechte Falk gescheitert. An ihm wird in Preußen jeder Kultusminister scheitern, wäre er auch von den besten Absichten beseelt, und nur ein Unterrichtsminister könnte ihn überwinden. Damit ist keineswegs gesagt, daß dieser Minister auf den Religionsunterricht keine Rücksicht zu nehmen hätte. Im Gegenteil: er müßte und könnte die denkbar weiteste Rücksicht darauf nehmen, indem er sich jeder Einmischung enthielte und ihn dazu Berufenen überließe, nämlich den Geistlichen. Nur dadurch kann der Konfessionalismus, nicht überwunden, aber doch aus dem öffentlichen Leben nach Möglichkeit ausgeschaltet und seiner verastenden Eigenschaften entkleidet werden, daß der Staat den Konfessionen freie Hand in allen geistlichen Angelegenheiten einschließlich des Religionsunterrichts läßt; um den Preis, daß die Konfessionen dann endgültig ihre Hand von den „usw." - Angelegenheiten lassen. Die Religion der Kirche — und dem Staate die Schule.

Wilhelm II. war in seinen Anfängen, mit der Schulreform, die er damals temperamentvoll betrieb, sicher auf dem richtigen Wege. Aber es ist wohl das tragische Verhängnis dieses Herrschers, daß er auch da, wo er den vorwärts drängenden Gedanken seiner Zeit zum Leben und Wirken verhelfen möchte, immer nur strebsame Aktenmenschen mit dumpfen Sinnen am Wege findet und nie einen Menschen, dem lebendiges Wirken eine größere Lust wäre als papiernes „Verfügen".

Der Sieg des Lloyd Georgeschen Budgets.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 19. April.

Das Ergebnis der gestrigen Unterhaussitzungen entsprach den liberalen Erwartungen. Das Hauptinteresse war mit den Erklärungen Asquiths und Redmonds, durch die die Bewilligung des vorjährigen Budgetsicher gestellt ist, erschöpft. Die dazugehörige von Asquith beantragte Guillotine-Resolution, nach der die Diskussion des Budgets auf fünf Tage beschränkt ist, wurde dann mit 345 gegen 252 Stimmen, also mit 93 Stimmen Mehrheit angenommen. Das Ergebnis war freilich nicht übermäßig glänzend, nachdem die letzten Abstimmungen wiederholt erheblich größere Regierungsmehrheiten ergeben hatten. Ende der Woche wird also das berühmte Lloyd-Georgebudget des vorigen Jahres mit rückwirkender Kraft im Unterhause aufs neue unter Dach und Fach gebracht und dann wieder den Lords vorgelegt werden — diesmal aber mit positivem Erfolg.

In später Abendstunde gab es noch einen sehr bemerkenswerten Zwischenfall. Der konservative jugendliche Abgeordnete für Walton, Frederick Edwin Smith, den man wegen seines aggressiven Tones und seiner Schneidigkeit in der Debatte den „Tory-Churchill" zu nennen pflegt, fiel während der Guillotinedebatte über Asquith her, als dieser nicht anwesend war. Nach dem Vorbilde seines Führers Balfour warf er dem Premier unkonstitutionelle Handlungsweise vor, weil er den König in den Streit der Parteien ziehe. Daran knüpfte er den Vorwurf, daß man sich auf das Wort des Premiers nicht verlassen könne. Er erinnerte daran, daß Asquith in seiner Rede vom 28. Februar gesagt habe, er würde sich an den Souverän nicht wenden, bevor die Vetoaffäre (nicht die des Resolutionen) vom Unterhaus angenommen seien, und er betrachte es als seine Pflicht, den Namen des Souveräns und die Prärogative der Krone solange als möglich aus der Parteipolitik fernzuhalten. Am vergangenen Donnerstag habe der Premier aber das Gegenteil getan; man solle ihm als Grabstein den bekannten Vers setzen: „Hier liegt unser Souverän Karl, auf dessen Wort sich niemand verließ". Das Zitat wurde an dieser Stelle mit jubelndem Geschrei seitens der Opposition unterbrochen, während die Liberalen riefen: „Zurücknehmen!" und Smith am Weiterreden verhinderten. Der Sprecher mußte intervenieren und erklärte, es sei nichts zurückzunehmen. (Abermaliger Jubel der Opposition.) Trotz dieses Ausspruches rief der liberale Abgeordnete Markham weiter „Zurücknehmen!", woran ihn auch die Erklärung des Sprechers nicht hinderte, daß er gegen die Ordnung verstoße. Markham erhob sich darauf unter dem Geschrei der

Mein Eintritt in ein römisches Kloster.

Von [Nachdruck verboten.]

E. Smigelski-Atmer.

Ernst Smigelski-Atmer hat vor einem Jahr bei F. W. Grunow in Leipzig sein Tagebuch erscheinen lassen, in dem er seinen Austritt aus dem Kloster schildert. Das Buch machte einiges Aufsehen. In dem Aufsatz, den wir hier veröffentlichen, schildert der Autor, wie er Mönch wurde.

Die Redaktion.

Fünfzehn Jahre sind es her.

Es war an einem Sonntag. Stunde um Stunde saß ich am Bahnhof zu Schönbrunn an der österreichisch-schlesischen Grenze und hatte Zeit genug, die eben erlebten Szenen des Abschieds an meiner Seele vorüberziehen zu lassen. Die Abenddämmerung nahte. Ein Schnellzug sauste heran. Das grelle Glockenzeichen des Bahnwärters und das donnernde Getöse der einlaufenden Maschine weckten mich aus meinen Träumen. Ich sprang hastig auf. Sobald der Zug zum Halten gebracht wurde, zog ich mein weißes Taschentuch hervor und winkte so lange, bis das Zeichen zur Weiterfahrt gegeben wurde. So war mir von Rom aus befohlen worden. Es war ein Erkennungszeichen für alle, die mit mir die Reise nach Italien antreten sollten. Bald darauf nahten sich mir vier Jünglinge. Sie dürften in meinem Alter gewesen sein. Mit Koffern und allerlei Handgepäck beladen, sprachen sie mich an: „Wir fahren auch nach Rom."

Von allen Seiten Schlesiens brausten jetzt die Abendzüge heran. Jeder Zug brachte neuen Zuwachs. Und als der letzte in Schönbrunn eintraf, waren wir zu fünfzehn beisammen. Alle im Alter von 14 bis 18 Jahren, alle von dem einen Wunsch beseelt, der Welt für ewig ein „Lebe wohl" zuzurufen. Hinter den geweihten Mauern eines Klosters in Rom wollten wir das Leben beschließen.

Die Zeit zur Abfahrt nahte. Der Nachtzug fuhr vor. Noch sehe ich das Staunen des Schaffners, als einer sich fragend an ihn wandte: „Ist dies auch wirklich der Zug, der nach Rom fährt?"

Er leuchtete mit der Laterne über uns hinweg und wiederholte langgedehnt: „Nach Rom? — Was wollt ihr in Rom? Dem Papst wohl die Füße küssen?"

Beleidigt über diese Blasphemie, wandten wir uns von dem Spötter ab und bestiegen den Wagen.

Als wir am Morgen erwachten, erblickten wir von fern die Stadt Wien. Dort hatten wir Gelegenheit, in einer Zweigniederlassung des Klosters zu Rom für ein paar Stunden auszuruhen.

Der Großstadtbetrieb verwirrte uns. Wir, die nur das Kleinstadtleben gewohnt waren oder auf offener Landstraße, auf Wiesen und Feldern uns getummelt hatten, konnten uns schwer in diesem Wirrwarr zurechtfinden. Staunend, mit weitaufgerissenen Augen, immer besorgt, von einem Wagen oder Omnibus überfahren zu werden, bahnten wir uns einen Weg durchs Gedränge. Nach ungefähr zweistündigem Herumirren erreichten wir die Niederlassung. Es war ein modernes Haus. Der erste Stock war von einigen Patres der Gesellschaft provisorisch gemietet worden. Zwei Zimmerchen stellte man uns zur Verfügung.

„Meine Lieben," begrüßte uns der Superior, „ihr wollt ins Kloster eintreten! Gut — schon heute biete ich euch Gelegenheit, Christo in der apostolischen Armut und Demut nachzufolgen. Ich habe keine Betten. Was ich euch anbieten kann, sind diese Decken und Strohsäcke, die hier auf dem Boden zerstreut liegen."

Ein Nachtzug war es wieder, der uns endlich nach Italien brachte. Wie groß war das Erstaunen, als wir in Bologna beim Umsteigen mit einem anderen, noch größeren Trupp Jünglinge zusammenstießen! Als wir sie deutsch sprechen hörten und in Begleitung eines Paters sahen, verstanden wir, daß sie unsere Genossen seien und daß auch sie sich dem klösterlichen Leben weihen wollten.

Eine Erkundigung beim Führer bestätigte unsere Vermutung. Es waren Jünglinge aus anderen Gegenden Deutschlands, größtenteils aus Bayern und dem Rheinland.

Beim ersten Morgengrauen weckte uns der Pater. Die Peterskuppel war in Sicht. Gleich einem elektrischen Funken fuhr dieses Wort durch unsere Glieder. Wir stürzten zu den Fenstern, unser Herz zitterte vor Erregung.

In einen leichten Nebelschleier gehüllt, aus dem die Kuppeln und Türme Roms wie mächtige Wächter hervorragten, leuchtete uns die ewige Stadt entgegen. Nur noch wenige Minuten, wir waren am Ziel.

In einer endlosen Reihe von Droschken fuhren wir durch die engen Straßen Roms dem Kloster zu.

Morgens 7 Uhr öffnete sich die mächtige Pforte. Ueber dreißig Jünglinge betraten zu gleicher Zeit die Schwelle des Klosters. Alle von Jugendidealismus beseelt, bereit ihre ganze Kraft, ihr ganzes Sein dem Obern des Hauses zu Füßen zu legen. Das Tor krachte in seine Riegel zurück. Die Trennung von der Welt war vollzogen.

*

Fünfzehn Jahre sind es her.

Noch schweben alle Erlebnisse lebhaft in der Erinnerung. Und wenn ich mich frage: „Was ist aus meinen Freunden geworden, haben sie ihr Seelengluck gefunden?" — so denke ich mit Wehmut an jene Stunde zurück, die uns hinter die „geweihten" Mauern eines Klosters führte. Ja — mit Wehmut, denn ich weiß, daß die meisten von ihnen früher oder später als gebrochene Menschen, enttäuscht und verbittert dieselbe Schwelle, um auszutreten, betraten. Aller Schicksal kenne ich leider nicht, aber das Schicksal der wenigen, die mit mir in Rom blieben, ist tragisch genug.

Einer, vielleicht der klügste von uns, verließ schon am nächsten Tag das Haus, um sich in einem Römischen Hotel einzumieten. Ich hörte, daß er später Weltpriester geworden sei.

Ein anderer starb nach fünf Jahren an der Schwindsucht. Obwohl wir alle laut ärztlichen Attestes kerngesund ins Kloster traten, mußte doch eine große Anzahl wegen Krankheit als „unfähig" in die Heimat zurückkehren. Das Einzige, was die Armen aus Rom mitnahmen, war außer dem Krankheitskeim eine tiefe Verachtung der Welt, in der sie dann leben mußten.

Einige wenige erreichten die „Gelübdeablegung." Sie durften, auch wenn sie schwerkrank geworden wären, nicht in die Heimat zurück. Viele von ihnen mußten in die Krankenabteilung nach Meran, wo sie ein trauriges Dasein fristeten. Nur fünf bis zehn kamen zum Ziel und empfingen die Priesterweihe.